

Das Industriezeitalter wird besichtigt

Rückblick auf die Ausstellung „Feuer und Flamme“ im Gasometer Oberhausen

Prof. Dr. Ulrich Borsdorf, geb. 1944 in Jüterbog, Studium der Geschichte und Germanistik in Bochum und Freiburg. Er ist seit 1986 Direktor des Ruhrländ-Museums in Essen und lehrt an der Universität Essen.

Prof. Dr. Franz Josef Brüggemeier, geb. 1951 in Bottrop, Studium der Geschichte, Sozialwissenschaften und Medizin in Bochum, München, York, Bremen und Essen, lehrt Neue Geschichte an der TU Hannover.

Prof. Dr. Gottfried Korff, geb. 1942 in Düsseldorf, Volkskundler und Ausstellungsmacher plus, lehrt Empirische Kulturwissenschaften an der Universität Tübingen.

Die Autoren haben zusammen mit dem Gestalter Jürg Steiner die Ausstellung „Feuer und Flamme“ für den Gasometer in Oberhausen konzipiert und gemeinsam mit einem Team von Wissenschaftlern realisiert.

Kein Sektor im Kulturbereich kann mit derart stolzen Bilanzen aufwarten wie der Ausstellungs- und Museumssektor. Er hat eine in den letzten Jahren historisch unvergleichliche Karriere hinter sich. Die Zahl der Museen hat sich seit Beginn der siebziger Jahre verdreifacht, die Zahl der Museums- und Ausstellungsbesuche auf 100 Millionen im Jahr verdoppelt, was vor allem im Vergleich mit dem Absinken der Theaterbesucherzahl festzuhalten ist; Ausstellungen gehören zu den großen Kulturereignissen unserer Gesellschaft (z. B. Staufer, Preußen, Bismarck, Berlin-Moskau), und auch die kleinen Museen haben ihre Zeige- und Vorführaktivitäten deutlich erhöht. Die jährlich vom Berliner Institut für Museumskunde herausgegebenen „museologischen“ Bestandsaufnahmen erweisen die Vitalität und Dynamik der Einrichtung Museum und ihren hohen ideologischen Kurswert, der in unserer Zeit jedenfalls höher ist als der anderer Bildungseinrichtungen. Das bescheinigen sowohl das Feuilleton als auch die Kulturessayistik, die sich des Themas mit großem Interesse, mit großer Leidenschaft und manchmal auch großer Unkenntnis angenommen haben. Zu den Geläufigkeiten unseres Kulturbetriebs gehört weiterhin die Rede vom Ausstellungs- und Museumsboom, gerade auch in Zeiten leerer Kassen, in denen die Besitzstandswarte lautstark an die kulturpolitischen Pflichten der öffentlichen Hand erinnern.

Museen und Massen

Die Gründe, die für den Museumsboom genannt werden, haben viel Plausibles an sich: das Verlangen nach historischen Gewißheiten, nach Authentizität und nach Überschaubarkeit in einer Gesellschaft, in der die Fluchtlinien der Wirklichkeit ins Schwanken und Flirren geraten sind, der Wunsch nach einer „Ästhetik der Gegenwart“, nach der „realen Präsenz“ eines greifbaren Hab- und Dinghaften angesichts der Medialisierungs- und Simulierungsvorgänge, die immer prägender für unsere Gegenwart werden. Dazu kommt hierzulande, darauf hat kürzlich der amerikanische Historiker Charles S. Maier hingewiesen, die Bemühung um geschichtliche Selbstvergewisserung, die in Deutschland angesichts der Brüche und Verwerfungen, der Katastro-

phen und Rupturen der in diesem Jahrhundert besonders ausgeprägt ist.¹ So erklärt Maier nicht nur die Attraktivität der Großausstellungen, sondern auch die von der Bundesregierung initiierten und getragenen historischen Identitätsangebote der beiden zentralen Geschichtsmuseen in Berlin (Deutsches Historisches Museum) und in Bonn (Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland).

Der Museums- und Ausstellungsboom ist von Teilen der Wissenschaft und auch der politischen Öffentlichkeit nicht nur mit Begeisterung aufgenommen worden. Sogar der vor Jahren geführte „Historikerstreit“ hatte seine Wurzeln in dem Vorwurf von Jürgen Habermas, mit der Einrichtung des Deutschen Historischen Museums in Berlin werde die deutsche Geschichte entsorgt. In bezug auf das ästhetische Medium Museum wurde der Verdacht geäußert, daß sich in den historischen Schauarrangements so etwas wie ein säkularer Bilderwelt offenbare, der vom Diskurs und von historischer Einsicht ablenke, und der an die Stelle der für unsere politische Kultur so wichtigen Verstandesleistung das Spektakel und den bloßen Eindruck setze. Bedenken dieser Art wurden vor Jahren mit großer Heftigkeit auf dem von Habermas einberufenen Frankfurter Aufklärungskongreß (1987) vorgetragen. Ausstellungen und Museen seien ein Indiz dafür, daß die Vernunftspotentiale der Geschichtskultur aufgegeben würden und - so der Historiker Jörn Rüsen - „die Historie (...) die Herzen auf Kosten des Verstandes zu erwärmen (beginne).“²

Auf der Frankfurter Veranstaltung, bei der es sich retrospektiv um so etwas wie die Bilanz einer ästhetisch-kulturellen Selbstvergewisserung der alten Bundesrepublik handelte, gab es jedoch auch Stimmen - sie stammten von Politikern (Glötz) und Literaturwissenschaftlern (Jauß) -, die für ein breites Repertoire an sinnlichen Erkenntnisformen plädierten und dabei auch historische Repräsentation und Inszenierungen im Auge hatten, weil, so ging die Argumentation, die sinnliche Erkenntnis auch dahin reiche, wo der Rationalismus begrifflicher Erkenntnis und logischer Argumentation nicht zu überzeugen vermöge. Dies aber sei eine der wesentlichen Einsichten der Aufklärung des 18. Jahrhunderts gewesen. Auch der Historiker Jürgen Kocka plädierte für Geschichtsrepräsentationen im Museum, weil er in ihnen eine Chance für eine öffentlichkeitswirksame „historische Lehre“ sah. Ausstellungen seien nicht nur Orte der Kontemplation und Verzauberung, sondern auch Orte der Verflüssigung von Identitätsfixierungen, Verfremdungen und „scheinbaren Selbstverständlichkeiten“.

Was vor fast 10 Jahren mit einer gewissen Leidenschaft angedacht wurde, ist mittlerweile vielfach unter die Welle erlebnisgesellschaftlicher Offerten gekommen. Dennoch aber wäre es vorschnell, wenn Ausstellungen und Museen als bloße Lifestyle-Inszenierungen diskreditiert und so aus dem kulturpolitischen Diskurs eliminiert würden, wie dies nicht selten in letzter Zeit geschieht. Denn wenn historische Ausstellungen und Museen ihrer Bestimmung gerecht werden, bieten sie Einsichten, die sich im wesentlichen aus einer plausiblen, sinnlich erfahrbaren, bewußt gestalteten Anordnung und Präsentation von authentischen Objekten ergeben. Wenn Ausstellungen ihr Ziel erreichen, unterscheiden sie sich medial erheblich von Texten - auch in dem Sinne, daß sie Einsichten ermöglichen, die anders so nicht, also nur in der ästhetischen Eigenheit der Ausstellung, zu haben sind.

Das Plausibilitätskriterium und das der intersubjektiven Nachprüfbarkeit der Geschichte sind in historischen Ausstellungen nicht außer Kraft gesetzt, aber der präkognitive (...) Assoziationsspielraum des Betrachters ist weiter und unterliegt weniger

1 Charles S. Maier. Die Gegenwart der Vergangenheit. Geschichte und die nationale Identität der Deutschen, Frankfurt/New York 1992. S. 152-159.

2 Jörn Rüsen. Vernunftspotentiale der Geschichtskultur, in: Jörn Rüsen u. a. (Hrsg.), Die Zukunft der Aufklärung. Frankfurt/M. 1988, S. 105-114.

der Kontrolle der Produzenten von Geschichtsbildern. Der Reiz der Konkretheit und Anschaulichkeit, die Aura von Originalen, die selbstbestimmte Wahrnehmungsgeschwindigkeit und -richtung machen ein Gutteil des Erfolges aus, den historische Ausstellungen auch in Publikumssegmenten haben, die früher als „museumsfern“ galten. Nicht nur Massenhaftigkeit des Zuspruchs einiger Ausstellungen könnte für gewerkschaftliche „Kulturpolitik“ -wenn es sie denn gäbe - ein Punkt des Nachdenkens sein; auch der Musealisierungsprozeß selbst, der Relikte der Industriegeschichte zunehmend erfaßt, verdient Beachtung.

Die Musealisierung der Industrialisierung

Die Industriegeschichte geht ihrem Ende entgegen - zumindest die Geschichte der Industrie in der Ausprägung der 19. Jahrhunderts, vor allem der Schwerindustrie mit ihrer lebensumfassenden sozialen und ökonomischen Machtfülle. Immer größer gewordene Objektwelten, die in ihrer orientierenden und identitätsträchtigen Funktion eine mehr als kulturell zu verstehende Bedeutung haben, drohen zu verschwinden. Das Festhalten-Wollen, das Nicht-verloren-geben-Können, das Aufbewahren-Müssen sind allzu menschliche Bemühungen gegen die unerbittliche Vergänglichkeit, sind Zeichen von Zukunftsungewißheit, Orientierungs- und Identitätsverlust, nostalgische Hinwendung zum Rückwärtigen in einem. Agenturen dieser mentalen Folgen von Zeiterfahrung sind - neben ihrer oben beschriebenen Rolle in der Geschichtskultur - auch historische Museen, Ausstellungen, die Denkmalpflege und verwandte Disziplinen und Institutionen. Nicht von ungefähr haben sich in allen bedeutenden Industrieregionen Institutionen ergeben, die Sachzeugnisse der vergehenden Industriezeit zu erhalten und zu sammeln trachten. Weil deren riesenhafte Dimensionen gelegentlich nicht überdacht werden können, wachsen nicht nur Museen und Denkmalpflege als gesellschaftliche Erinnerungsorgane zusammen, sondern es wird sogar der Versuch unternommen, eine Landschaft wie das Ruhrgebiet insgesamt als Denkmalzone zu definieren.

Bei all diesen quantitativ und flächendeckend bemerkenswert angestiegenen Unternehmungen ist eine Tendenz zum Antiquarischen, zum Sammeln an sich, gelegentlich übermächtig. Eine archivalische Tendenz ist selbstverständlich Voraussetzung für einen Übergang von bloßer Erinnerung zur Geschichte. Die Gefahr ist, daß sie sich mit der Aufbewahrung des Sicht- und Greifbaren begnügt, auf eine Kontextualisierung ganz verzichtet oder sich auf die Frage beschränkt, wie ein bestimmtes Objekt „funktioniert“ habe - wo es doch nicht nur um das *Funktionieren*, sondern auch das *Fungieren* in einem größeren Bedeutungszusammenhang geht. Die Ausstellung „Feuer und Flamme“, die 1994 im Gasometer Oberhausen gezeigt und 1995 wiederholt wurde - ein Novum in der Geschichte von Ausstellungen - hatte sich beidem, mehr dem zweiten als dem ersten, verschrieben. Dies auch deshalb, weil die platte Redundanz des allzu Faktischen im „Objekt Nr. 1“, dem Gasometer selbst, schon ausreichend leer (350 000 m³) konkret präsent war. Es ging darum, den Raum nicht nur mit Objekten, sondern mit deren Bedeutsamkeiten zu füllen. Dabei kam ein Erlebnis heraus, das vielen Menschen Verstehen durch Sehen vermittelte, das die Geschichte des Ruhrgebietes unversehens als die Geschichte einer ganzen Epoche begreifbar machte.

Zweihundert Jahre Ruhrgebiet

Die Geschichte des Ruhrgebiets ist besonders. Im Ruhrgebiet haben sich wirtschaftliche, technische, politische, soziale und ökologische Entwicklungen der jüngeren deutschen Geschichte deutlich zugespitzt, hier wurden Konflikte ausgetragen und Lösungen gefunden, die - im positiven und im negativen Sinn - beispielhaft

gewirkt haben. Die Region an Ruhr und Emscher war eines der ertragreichsten Experimentierfelder der deutschen Industriegesellschaft.

Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde ein dünn besiedelter Landstrich zum größten Industriegebiet Europas. Aus ganz Deutschland, vor allem aus den östlichen Provinzen, und auch aus dem Ausland strömten seit den 1870er Jahren Hunderttausende von Arbeitern mit ihren Familien in diese Gegend. Die Dörfer und verschlafenen Städtchen beiderseits des alten Hellwegs wuchsen zu einem Ballungsraum zusammen, der schon am Vorabend des Ersten Weltkrieges mehr als drei Millionen Einwohner zählte, auch später immer wieder Zuwanderer anzog und zeitweise die höchste Geburtenrate Deutschlands aufwies. Hier entstanden die riesigen Konzerne der Eisen- und Stahlindustrie und Großzechen mit mehreren tausend Bergleuten, die aus tausend und mehr Metern Kohle förderten: Energie und Material für den Aufstieg Deutschlands zur Großmacht.

Diese Industrien und das rapide Bevölkerungswachstum veränderten die noch weitgehend natürliche Gestalt des Raumes vollständig; ein vormals agrarisches Gebiet wurde zu einer Schutzzone für die Industrie, in der Umweltbelastungen vorherrschten, die andernorts nicht zulässig waren. Sie wurden vor allen Dingen in der Emscherzone konzentriert, so daß andere Gebiete davon verschont werden konnten. Nicht nur ökologisch mißrieten die Zustände zum Auswuchs; der bis dahin größte Streik Europas, der von Bergarbeitern an der Ruhr im Jahre 1889 geführt wurde, war ein Zeichen für die andere Seite der industriellen Entwicklung - der wachsende soziale Konflikt und seine politischen Dimensionen. Er bedeutete den Anfang einer Kette von Kämpfen, die die gesellschaftliche Neuformierung kontrapunktisch begleiteten - Signal für einen Modernisierungsprozeß, der wirtschaftlich-technisch längst unterwegs war und nun seine sozialen und politischen Konsequenzen deutlich zur Geltung brachte. Der gegenwärtige Eindruck tiefen sozialen Friedens, den die Region erweckt, ist - historisch betrachtet - eine Täuschung. Soziale und politische Gegensätze und deren erbiterte Austragung haben, bis weit in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein, die Ruhrgebietsgesellschaft weit mehr zerrissen, als es im kollektiven politischen Kurzzeitgedächtnis gespeichert ist.

Im Wilhelminischen Kaiserreich war die Ruhrindustrie eine Domäne kaum kontrollierter unternehmerischer Macht. Sie wuchs sich nach deren anfänglicher Beschneidung durch die sozialstaatlichen und demokratischen Züge der Weimarer Republik zur offenen Reaktion aus, die wiederum grundsätzlich den Aufstieg des Nationalsozialismus begünstigte, so sie ihn nicht direkt förderte. Als Waffenschmiede des Reiches galt das Ruhrgebiet fast ein Jahrhundert lang - mit der Folge, daß es zweimal in einer Generation Ort höchster industrieller Mobilisierung und Ausbeutung menschlicher Ressourcen wurde, Schauplatz des Krieges selbst, Objekt und Ziel von Friedensschlüssen war. Es ist nicht von ungefähr, daß in deren weiterem politischen Umfeld nach dem Zweiten Weltkrieg auch die Mitbestimmung durchgesetzt wurde, eine industriepolitische Besonderheit, die - anfänglich umstritten - dem Ruhrgebiet den sozialen Frieden bescherte, der es heute kennzeichnet. Aus dieser Rationalisierung von Interessengegensätzen ist seit den sechziger Krisenjahren eine Struktur entstanden, die, je nach dem Standort des Betrachters, eine klassenübergreifende Lobby, ein „Filz“, eine Wir-sitzen-alle-in-einem-Boot-Partnerschaft oder ein korporatistisches Kommunikations- und Handlungsmodell einer ganzen Region geworden ist. Unumstritten ist, daß im europäischen Vergleich die Folgen des weltweiten Strukturwandels montanindustrieller Regionen im Ruhrgebiet weitaus menschlicheres Maß hatten als andernorts.

Der wirtschaftliche Aufstieg des Ruhrgebietes war untrennbar verbunden mit dem Aufstieg der Großindustrie. Der große Kapitalbedarf und die hohen technischen

Anforderungen der Bergwerke und Hütten führten schon vor dem Ersten Weltkrieg zur Herausbildung gewaltiger Konzerne wie Krupp, Gutehoffnungshütte oder Thyssen. Die Konzentrationsprozesse der zwanziger Jahre verstärkten diesen Trend, und noch heute prägen die großen Konzerne das Ruhrgebiet, wobei in den letzten Jahrzehnten Energie und Versorgungsunternehmen, wie Ruhrgas, RWE oder VE W, in die Spitzengruppe vorgerückt sind. Die große Industrie fasziniert, doch sie war nicht alles, zumal nicht in der Anfangszeit. Wenn das Ruhrgebiet nach seinen wesentlichen Merkmalen in historischer Perspektive durchgesehen wird, kann der soziale Verhaltensmodus nicht fehlen, für den die Menschen hier jenseits aller Klischees bekannt sind: Unter dem Dach der großen Industrie hatte sich im Ruhrgebiet ein dichtes Geflecht informeller Strukturen herausgebildet, ohne das viele der Probleme von Zuwanderung, hoher Mobilität und Eingewöhnung nicht zu bewältigen gewesen wären. Die Gemeinden waren in diesen Fragen überfordert und ohnehin zu arm, um nennenswerte Hilfe zu leisten, während die Unternehmen sich nicht zuständig sahen. Ausnahmen bildeten Firmen wie Krupp mit ihrer gezielten Sozialpolitik und dem Bau von Werkswohnungen. Da Zuwanderer angelockt werden mußten und eine erhebliche Wohnungsnot bestand, gingen vor allem die Zechen dazu über, selbst Wohnungen und später ganze Siedlungen zu bauen, in denen allerdings nur ein kleiner Teil der Bevölkerung untergebracht war. Im Bergbau konnte der Prozentsatz vor 1914 in einzelnen Revieren über 50 liegen, betrug in verdichteten Gebieten, wie Oberhausen und Gelsenkirchen, jedoch weniger als 30. In der Eisen- und Stahlindustrie lagen die Zahlen deutlich darunter.

Die Werkswohnungen waren eine große Erleichterung, doch die Zuwanderer sahen sich vor zahlreiche andere Probleme gestellt, die sie weitgehend allein lösen mußten: Sie mußten sich in einer neuen Umgebung zurechtfinden, auf fremde Personen einstellen und an eine wenig vertraute Arbeit gewöhnen. Das fiel um so schwerer, als ihre Mobilität mit dem Zuzug in das Gebiet an Ruhr und Emscher nicht beendet war. Viele konnten sich mit den Gegebenheiten nicht abfinden und wanderten weiter oder kehrten aufs Land zurück, nahezu alle zogen zumindest innerhalb des Ruhrgebiets um. Im statistischen Durchschnitt wechselte um 1900 jeder Bergmann einmal pro Jahr seine Arbeitsstelle, Familien zogen etwa alle zwei Jahre um.

Hinzu kamen die überaus beengten Wohnverhältnisse, selbst in den Werksiedlungen. Der Bau neuer Unterkünfte konnte mit dem Zuzug nicht Schritt halten, jeder verfügbare Winkel wurde vollgestopft, oftmals mit Untermietern, sogenannten Schlafgängern, die nur selten über ein eigenes Zimmer verfügten. In der Regel teilten sie die Räumlichkeiten und teilweise sogar die Betten mit den Vermietern, deren Kindern und/oder anderen Schlafgängern. Zur Jahrhundertwende beherbergte wohl jede zweite Arbeiterfamilie einen Schlafgänger, allein im Bergbau waren etwa 50 000 Beschäftigte auf diese Weise untergebracht. In der Regel handelte es sich hierbei um junge, unverheiratete Arbeiter, die sich eine eigene Wohnung nicht erlauben konnten und auf diese Weise zumindest kostengünstig untergebracht waren. Doch finanzielle Überlegungen allein waren nicht ausschlaggebend. Die Familien boten zugleich eine Anlaufstelle, sie boten Kontakt und etwas Schutz in einer fremden, teilweise feindlichen Umwelt. Gerade Zuwandererfamilien beherbergten besonders häufig Schlafgänger, und die meisten alleinstehenden Zuwanderer dürften zumindest zeitweise als Schlafgänger bei einer Familie gewohnt haben.

Dieses Beispiel verweist auf informelle Strukturen der Selbsthilfe, die auch aus anderen Zuwanderergebieten bekannt sind; ohne sie wäre es nicht möglich gewesen, die enormen Schwierigkeiten zu bewältigen, die nach der Ankunft im Ruhrgebiet auftraten und für die sonst keine Lösung vorhanden war. Sie waren auch für die späteren Gastarbeiter wichtig, ebenso wie während der Krisenphasen der Weimarer Republik

und der Zeit nach 1945. Angesichts der heutigen großen Rolle des Staates und öffentlicher Institutionen wird vielfach vergessen, daß diese für die weitaus größte Zeit des Industriezeitalters eine eher geringe Bedeutung besaßen gegenüber anderen, privaten, familiären oder halböffentlichen Strukturen.

In diesem Zusammenhang muß die Rolle der Frauen betont werden: Ohne sie hätten die informellen Strukturen keinen Bestand gehabt, sie waren für die über Familie und Haushalt vermittelten sozialen Beziehungen unentbehrlich und damit die Möglichkeit, sich in einer unwirtlichen Umgebung zurechtzufinden und in ihr überleben zu können. Die Gefahr, die Geschichte der Frauen zu vergessen, ist in schwerindustriellen Gebieten noch größer als andernorts.

Das Ruhrgebiet ist in der öffentlichen - und wohl auch in seiner eigenen - Wahrnehmung männlich. Beide beherrschenden Industrien sind historisch auf Vorstellungen der Männlichkeit gegründet. Dem Bergmann und dem Schmied als archetypischen Berufsfiguren fehlen bis heute die weiblichen Äquivalente. Diese beruflichen Männerbünde sind dem Militär oder den Schiffsbesatzungen vergleichbar. Es gelten auch dieselben „männlichen“ Werte der Kameradschaft auf Leben und Tod, der Härte und Disziplin oder der Körperkraft und Selbstbeherrschung. Gewerkschaft, Parteien, Vereine (zu schweigen von den Kirchen), der Sport - dies alles waren lange Zeit Männerdomänen. Die Zahl der Frauenarbeitsplätze war immer gering. Dienstmädchen und die sich erst allmählich eröffnenden sozialen Berufe waren am Anfang die wenigen weiblichen Arbeitsmarktchancen. Die typischen Leichtlohngruppen und die Arbeitsplätze im tertiären Sektor sind jüngste Entwicklungen. Beurteilt „man“ die Rolle der Frauen ausschließlich nach der Kategorie der Erwerbstätigkeit, ist es fast unmöglich, einen nennenswerten historischen Befund zu formulieren - oder in einer Ausstellung zu zeigen. Für das Ruhrgebiet war und ist die unbezahlte Arbeit der Frauen typisch. Die großartige Fassade schwerindustrieller Arbeit, Technik und Konzerne basiert nicht zuletzt auf informellen sozialen Strukturen, die weitgehend von Frauen bereitgestellt und getragen wurden.

Die Entwicklung des Ruhrgebiets verlief explosionsartig, weitgehend ungeplant und vielfach chaotisch; sie war von Rückschlägen und Phasen anhaltender Depressionen, vor allem während der zwanziger Jahre, begleitet, doch bis vor wenigen Jahren war das Ruhrgebiet von enormer Dynamik und fortwährenden Veränderungen geprägt, die Chancen boten, jedoch auch mit erheblichen Lasten und Kosten verbunden waren. Deren Folgen sind bis heute unüberschaubar. Hier entstand die Industrielandschaft in Westeuropa mit der dichtesten Besiedlung, den größten Umweltschäden und der ausgeprägtesten Zerschneidung des Raumes. Diese Auswirkungen sind seit Beginn der Industrialisierung diskutiert worden, ihr tatsächliches Ausmaß ist jedoch erst in jüngster Zeit in das öffentliche Bewußtsein gedrungen. Die bisherige Entwicklung ist an ihre Grenzen gestoßen. Bergbau und Stahl haben ihr Schwergewicht verloren, die Ausbeutung von Ressourcen und die erhebliche Belastung der Umwelt sind nicht länger fortzusetzen. Auch in diesem Sinne ist die bisherige Geschichte einzig, sie kann - wie alle Geschichte - nicht wiederholt werden. Sie kann sich aber auch in der bisherigen Weise nicht fortsetzen. Und es ist fraglich, ob ohne die Definitionskraft der Montanindustrie das Ruhrgebiet noch das Ruhrgebiet bleiben wird. Ein Identitätswandel ist unterwegs. Ein bedeutender Schub in dieser Richtung wird von den umfassenden Aktivitäten der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park bewirkt, die im ganzen Emscherraum den Deindustrialisierungsprozeß intelligent begleitet und zu steuern versucht: zum Beispiel der Rückbau der Emscher zu einem Fluß - ein geradezu herkulisches Unterfangen. Daß die IBA Emscher Park dabei auf die gewachsene historische Identität der Region Rücksicht nehmen wollte, bewies sie damit, daß sie die Ausstellung „Feuer und Flamme“ anregte - ein in der Geschichte der internationalen Bauausstellungen einmaliger Vorgang.

Feuer und Flamme

„200 Jahre Ruhrgebiet“ in den Blick zu nehmen, war ein ehrgeiziges Vorhaben, zumal die Museumslandschaft zwischen Ruhr und Emscher durchaus reich ist an historisch-musealen Beobachtungsstationen: Das Deutsche Bergbaumuseum in Bochum übt eine große Anziehungskraft aus, das Ruhrlandmuseum in Essen kaum minder, und die Industriemuseen im rheinischen Oberhausen und im westfälischen Dortmund verfügen über beachtliche Sammlungen und bauliche Ensembles. Wenn es schon insofern ein anspruchsvolles Unterfangen war, dem Ruhrgebiet ein Museum auf Zeit hinzuzufügen, so war es das in anderer Hinsicht vielleicht noch mehr: Die größte Industrie-Zusammenballung Mitteleuropas hat schon ganze Hundertschaften von Historikern, Geographen, Soziologen und Politologen, schließlich auch Journalisten und Fotografen zur Beschreibung und Analyse gereizt. Es könnte sein, daß keine andere Region - Berlin vielleicht ausgenommen - sich im Zuge ihrer Entwicklung in diesem Umfang sozusagen selbst kommentiert hat oder zum Objekt wissenschaftlichen und publizistischen Interesses geworden ist. Beschreibungsmuster der historischen Sozialwissenschaften und Industriegeschichte fanden hier eine räumlich abgrenzbare Entsprechung, die große Werkstatt Ruhr wurde ein historisches Laboratorium, in dem verbale und visuelle Vivisektion möglich ist. Später wird man diese Flut der Publikationen über das Ruhrgebiet als einen großen Abgesang, als langen Abschied von Vertrautem nehmen können, aber noch ist die Region lebendig und verfügt über eine eigentümliche Vitalität.

Daß die Ausstellung beim ersten Mal 200 000 Besucher und bei ihrer Wiederholung noch einmal etwa 300 000 Besucher anlockte, lag sicher zunächst an dem ungewöhnlichen Ausstellungsort. Es war das erste Mal, daß in Deutschland ein vor wenigen Jahren noch arbeitendes industrielles Großaggregat für eine historische Präsentation aufbereitet worden war. Mehr noch: Diese Präsentation war in den Gasometer hineinkomponiert worden, und sie hatte mit den Leitakkorden Gewalt und Utopie auch Gestaltideen des „Giganten von Oberhausen“ anklingen lassen, zudem Maß an dessen technischen und architektonischen Eigenheiten genommen und sie als Gliederungs- und Führungsprinzipien verwendet. So hatte die Ausstellung versucht, die Anmutung des Gasometers für ihre historischen Botschaften und ästhetischen Wertungen produktiv zu nutzen. Nicht ohne Grund hatten die Ausstellungsmacher den Gasometer stets als ihr „erstes“ Exponat inseriert.

Trotz nicht geringer konservatorischer Probleme setzte die Ausstellung - wie das in historischen Präsentationen aus guten Gründen seit einiger Zeit üblich ist — auf originale Objekte. Sie waren die eigentlichen Bau- und Schaelemente von „Feuer und Flamme“. Natürlich forderte auch der Gasometer mit seinem starken ästhetischen Eigenwert dieses Prinzip der „authentischen“ Dokumentation heraus. Die Auswahl der Exponate folgte den Besonderheiten der Wirtschafts-, Gesellschafts- und Kulturentwicklung zwischen Ruhr und Emscher. Die Schauobjekte wurden primär wegen ihrer historischen Aussagekraft und Zeugenschaft und nicht wegen ihrer Beeindruckungsqualitäten ausgesucht. So lag der Ausstellung ein populistischer Gestus fern; jedoch war sie populär, weil ihr Interesse dem Typischen und Spezifischen der Region galt. Dieses wurde allerdings nicht in banaler Form verdoppelt, sondern in neue Beziehungen und Zusammenhänge gesetzt. Auf diese Weise entstanden neue Perspektiven und Brechungen, Verfremdungen und Bildstörungen, die Neugier und Aha-Effekte bewirkten.

Die räumlichen Gegebenheiten im Gasometer waren dem Thema der Ausstellung günstig und legten den Versuch zum Blickwechsel nahe. Weite Blicke in die Fläche und in den Raum - die leere Höhe des Gasometers war immer spürbar - wurden abgelöst von der Nahsicht, zum Beispiel als Fotografien und Objekte, die als Erinnerungs-

Stücke fungierten. Bei aller Transparenz - Glas war das hauptsächlich verwendete Bauelement -, die sich als geradezu notwendig aus der Fach Werkkonstruktion der Scheibenoberseite, auf der die Ausstellung präsentiert wurde, ergeben hatte, waren doch Räume geschaffen, die auch dem nachdenklichen Betrachten offen standen. Das Kreisrund der Scheibe legte dessen Segmentierung architektonisch und konzeptionell nahe. Eine Spirale, die in den ersten Entwürfen der Raumgestaltung zunächst unausweichlich schien, hätte einen deutlichen Anfang und ein markiertes Ende gehabt und darüber hinaus ein ambivalentes Symbol für Entwicklung in der Zeit abgegeben. Eine Scheibe funktioniert als Bauform des Erzählens und Zeigens ganz anders. Anfang und Ende liegen nahe beieinander und können wiederholt durchschritten werden. Auf einer Scheibe herrscht prinzipiell Gleichrangigkeit, das gleiche Niveau verbindet jede gliedernde Absicht. Dies nicht zuletzt führte zu einer Präsentationsstruktur, die Aspekte - allerdings beileibe nicht beliebig - aneinanderreichte. Die Gliederung war nicht von einem strengen Entwicklungs-Gedanken und einer Kategorien-Hierarchie beherrscht, sondern es galt eine Plausibilität sukzessiver Perspektiven. Der Blick auf die Geschichte sollte die Dimension des Gasometers nachvollziehen - zweihundert Jahre aus der Vogelperspektive als offene, vielgestaltige Einheit zu betrachten - synchron im großen und ganzen, diachron im einzelnen. Die „Gegenwart“ bekam ein eigenes Niveau, eine Plattform, auf die sich die synchronen Fernsehbilder in ihrer globalen Herkunft ergossen. Vor dem Untergang in dieser zweifelhaften Sinnflut in Vitrinen gerettete Gegenstände wurden als Repräsentanten des Jetzt mit der Ausführlichkeit der Archäologie als mögliche Relikte unserer Zeit behandelt. Wie denn die Ausstellung viele Lesarten hatte - eine davon war die latente Diskussion mit anderen, vergangenen und gegenwärtigen Weisen des Ausstellens, das Zitieren und Reflektieren der professionellen Typologie des Zeigens, die Walhalla, das Musée sentimental, das Spiegelkabinett, die Bildstatistik, das Panorama, die Weltausstellung, die Kunst-Schau, das Industriemuseum, die Heimatmuseen, der Lichtbildervortrag. Der Einsatz von audiovisuellen Mitteln war begrenzt: nichts, was mit Objekten gezeigt werden konnte, gelangte auf Bildschirme, und die Medien hatten hauptsächlich da ihren systematischen Platz, wo sie selbst das Thema bildeten. Wenn sie, wie im Fall der fünfteiligen Videofahrt über die Köln-Mindener Eisenbahnstrecke, der buchstäblichen, qualitativen Erweiterung der Wahrnehmung dienten, waren sie bewußt angewendet.

Für Kunst war sowohl im Gasometer Raum, wie sie auch im Konzept der Ausstellung unter Achtung ihrer Eigen-Art eine Rolle spielte. Den Zusammenhang der Leitakkorde Gewalt und Utopie stellte die Videoinstallation von Marie-Jo Lafontaine „Jeder Engel ist schrecklich“ her - im kontrastiven Einklang mit der industrie-ideengeschichtlichen Walhalla des Unterscheibenraumes. Der große, helle Fotofries von Anna und Bernhard Blume an der Gasometerinnenwand beleuchtete das Ruhrgebiet von einem prekären Grat zwischen Ironie und Dokumentation, zwischen optischer Distanz und thematischer Nähe. Nicht zuletzt war Kunst als Hervorbringung des Zeitgeistes in der Region vertreten: durch Bernd und Hilla Bechers „anonyme Skulpturen“ wie durch die ganz und gar „persönlichen“ von Erich Bödeker. Die hoffnungstragenden Künstlergruppen „Zero“, „Fluxus“ und „B I“ sind in ihren Beiträgen zu einem Aufbruch der Region festgehalten, der sich als Krisenbeginn entpuppte.

Die Realität schließlich tat (das tut sie immer) das Ihre: Vom Gasometerdach, aus fast 120 Metern Höhe, nahm sich die Ruhr-Emscher-Region panoramatisch klein aus, grün und locker. Kirchtürme bildeten Orientierungspunkte, haben die Fördergerüste der Zechen wieder abgelöst, nur überragt von den lang aufgeschossenen Schornsteinen der Müllverbrennungsanlagen, Aluminiumhütten und der Chemiekombinate. Auf der Erdoberfläche sind allmählich alle Zeichen des schwerindustriellen Prozesses wieder ausradiert. Es entstehen neue: Am Fuße des Gasometers wächst das riesige

„Neue Zentrum Oberhausen“, eine Konsum- und Freizeitmaschine in Dimensionen, die denen ihrer Vorgängerinnen auf diesem Gelände nicht nachstehen - auch dies Symbol des Endes einer Zeit, die im Gasometer noch einmal hatte besichtigt werden können.